

Als Schulhelfer im Kreis Prüm

Ein Tätigkeitsbericht

Von Hans Kees (†)

Vorwort von Prof. Dr. Erwin Schaaf

Alle Schulen im Bezirk Trier waren im Herbst 1944 wegen dauernder Fliegergefahr geschlossen worden. Als sie ein Jahr später, am 1. Oktober 1945, auf Anordnung der französischen Militärverwaltung wieder geöffnet wurden, standen dem Neubeginn erhebliche Schwierigkeiten entgegen. An vielen Orten boten die Schulgebäude und Klasseneinrichtungen ein Bild der Verwüstung. Es fehlte an Lehr- und Lernmitteln. An den Volksschulen waren nur noch die Bibel und die Rechenbücher zugelassen. Verschärft wurde die Notsituation durch einen krassen Lehrermangel. Der Krieg hatte in die Lehrerschaft Lücken gerissen, die durch die politische Säuberung bzw. Entnazifizierung zusätzlich vergrößert worden sind. Um die Löcher in der Lehrerschaft zu stopfen, wurden im Schnellverfahren „Schulhelfer“ ausgebildet, die mit minimalen pädagogischen und didaktischen Kenntnissen in die Schulen geschickt wurden, wo sie sich in der Regel vor extrem großen Klassen bewähren sollten. Eine Besserung zeichnete sich ab, als 1946 Pädagogische Akademien errichtet wurden, die in vier Semestern ordentliche Lehrer ausbilden sollten. Zuständig für den Bezirk Trier waren die Akademien in Andernach und Bad Neuenahr. Den Schulhelfern war die Möglichkeit geboten, sich durch Teilnahme an Kursen der Akademien auf die 1. Lehrerprüfung vorzubereiten. Dieses Angebot haben die meisten genutzt. Nur langsam konnte der Mangel an Volksschullehrern behoben werden. Zu beachten ist, dass damals noch rund 95 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Volksschule besuchten. Das waren im Kreis Prüm vorwiegend einklassige und zweiklassige Schulen.

Einer der erwähnten Schulhelfer war der 1927 geborene Hans Kees aus Kastel im Kreis Saarburg. Er hatte nach der Volksschule die in der NS-Zeit eingerichteten Lehrerbildungsanstalten in Trier und Ettelbrück vier Jahre lang besucht, ohne kriegsbedingt eine Abschlussprüfung ablegen zu können. An seinem Ziel, Lehrer zu werden, hielt er nach 1945 fest. Um sich zum Schulhelfer zu qualifizieren, hospitierte er 1946 ein halbes Jahr lang an der vierklassigen Volksschule Serrig an der Saar. Daraufhin wurde er zum 1. Juni 1947 als Schulhelfer in die einklassige Volksschule Sellerich im Kreis Prüm geschickt und musste von dort zeitweilig die Schule in Brandscheid mitbetreuen. Dem erst 20-jährigen Schulhelfer waren 118 Schulkinder unter schwierigsten Bedingungen anvertraut. Im Januar 1948 wurde er nach Oberlascheid versetzt und wechselte von dort nach einem Jahr an die zweiklas-

sige Volksschule Philippsweiler. Währenddessen bereitete er sich auf die 1. Lehrerprüfung vor, die er Ende 1949 an der Akademie Andernach bestand. Daraufhin wurde er 1950 zum außerplanmäßigen Lehrer ernannt. Zur 2. Lehrerprüfung (1954) legte er der Schulbehörde den obligatorischen „Tätigkeitsbericht“ vor, in dem er seine Erfahrungen und Bemühungen als Schulhelfer bzw. apl. Lehrer beschreibt. Dieser Bericht wurde von seiner Tochter Helga Kees zur Verfügung gestellt und wird unter ihrer Mitarbeit nachfolgend veröffentlicht. Die didaktischen und methodischen Absätze wurden dabei gestrichen; diese Stellen sind mit (...) gekennzeichnet. Er wird in der Original-Rechtschreibung des Verfassers und damit unter Beachtung der damaligen Rechtschreibungsregeln veröffentlicht. Der Bericht dokumentiert den schwierigen Neubeginn in der Volksschule aus dem vom Hitler-Staat hinterlassenen Chaos. Er zeugt aber auch von dem Willen der damaligen Lehrerschaft, allen Schwierigkeiten zum Trotz durch Unterricht und Erziehung der Schuljugend zum Aufbau eines neugeordneten Gemeinwesens beizutragen. Die Lehrerschaft fühlte sich einem „pädagogischen Ethos“, orientiert an den Werten des Christentums und der Demokratie, verpflichtet und verstand den Lehrerberuf als Berufung. Diese Einstellung wurde zwei Jahrzehnte später, als in den Schulen nur noch das Prinzip „Wissenschaftsorientierung“ gelten sollte, als antiquiert abgetan. Die Zeiten hatten sich einschneidend verändert.

Hans Kees wurde 1965 von Philippsweiler als Konrektor an die Volksschule Kordel versetzt. Von dort ging er 1966 als Hauptlehrer bzw. Schulleiter nach Welschbillig. 1969 wurde er an die Realschule in Saarburg abgeordnet und wirkte dort nach Ablegung seines Realschullehrerexamens (1975) als planmäßiger Realschullehrer bis zu seiner Pensionierung 1987. Für Hans Kees war es ein weiter Weg vom Schulhelfer in Sellerich bis zum Realschullehrer in Saarburg. In seinem beruflichen Werdegang spiegelt sich ein Stück Schulgeschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wider.

Der Tätigkeitsbericht von Hans Kees

Mein Beginn als Schulhelfer in Sellerich

Am 26. Mai 1947 erhielt ich von der Bezirksregierung Trier die Mitteilung, daß ich mit Wirkung vom 1. Juni 1947 mit der Verwaltung einer freien Schulstelle an der Volksschule in Sevenig als Schulhelfer beauftragt sei. Da der Kreis Saarburg, in dem ich wohnte, damals noch zum Saarland gehörte, konnte ich meinen Dienst erst am 11. Juni 1947 antreten. Auf dem Sekretariat des Herrn Schulrats in Prüm erfuhr ich dann, daß nicht Sevenig, sondern



Sellerich meine erste Wirkungsstätte sein sollte. Mir war es gleich, denn ich hatte weder den einen noch den anderen Ortsnamen je gehört. Außerdem erfuhr ich, daß ich die unbesetzte Schulstelle in Brandscheid mit vertreten sollte.

So machte ich mich am 10. Juni zu Fuß auf den Weg von Prüm nach Sellerich. Ich stellte mich beim Ortsbürgermeister vor, und wir gingen dann auf die Suche nach einem Zimmer und einem Kosthaus für mich.

Ich bat den Ortsbürgermeister, bekannt zu machen, daß am nächsten Tag Unterricht sei. Ich werde den 11. Juni 1947 nie vergessen. Keinem Kollegen wünsche ich, daß er sein Wirken unter so ungünstigen Verhältnissen beginnen muß wie ich.

Da wäre zuerst einmal das Schulgebäude zu nennen. Es war erst in den Jahren 1936/37 gebaut worden und damals wohl vorbildlich zu nennen. Zwei Schulsäle, durch eine breite Doppeltür in einen Raum zu verwandeln, traf ich an. Doch der Krieg hatte das Schulhaus wie alle Gebäude der Gemeinde stark beschädigt. Es war nur noch eine Ruine. Ein Schulsaal war notdürftig eingerichtet; die Fenster fehlten, und vom Parkettboden lagen nur noch ein paar Brettchen. An einigen Stellen war der Blendboden sogar durchgetreten, und die „Schlacken“ schauten heraus. In den letzten Kriegsmonaten standen Pferde hier, wie mir ein Sellericher erzählte. Fünfzehn Schülerpulte waren vorhanden, aber die Stühle fehlten. Auf amerikanischen Munitionskisten saßen die Schüler. Eine Wandtafel war auch nicht da. Aus rohen Brettern ließ ich eine zusammennageln und mit Ofenlack bestreichen. Gips- und Kalkstücke ersetzten die fehlende Kreide.

Nicht weniger schlimm stand es um das Wissen der Kinder. Der Stand der Klassen in Sellerich und Brandscheid war ungefähr derselbe. Die vier obersten Jahrgänge konnten lesen, schreiben nur unvollkommen mit ungeheuer vielen Fehlern und beherrschten den Zahlenraum bis 1000 mehr oder weniger gut. Die vier Grundrechnungsarten schriftlich waren aber selbst bei den Kindern der beiden letzten Schuljahre nicht fester Besitz. Diese hatten aber wenigstens ein geordnetes erstes und zweites Schuljahr hinter sich gebracht; davon zehrten sie noch. Hier ging mir zum ersten Male die Bedeutung einer guten Grundlage in den ersten Jahrgängen für die weitere Schularbeit auf. In den vier ersten Schuljahren stand ich aber vor einem Nichts. Eine ganze Reihe von Vorgängern, unerfahrene Schulhelfer gleich mir, hatten sich nach dem Kriege hier versucht. Nach kurzer Zeit hatten sie es aufgegeben und sich nach einem anderen Beruf umgesehen. In Brandscheid war ich nach dem Kriege die siebente Lehrperson. In den unteren vier Jahrgängen hieß es, ganz von vorn anfangen.

Die ungünstigen inneren und äußeren Schulverhältnisse wären aber nur halb so schlimm gewesen, wenn ich die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen gehabt hätte, die erforderlich sind, um einen ordentlichen Unterricht zu erteilen. Das war aber leider nicht der Fall. Ich hatte vier Jahre lang (1941 bis 1944) die Lehrerbildungsanstalt in Trier und Ettelbrück besucht; doch das letzte Jahr der Lehrerbildungsanstalt, das der wissenschaftlichen und praktischen Vorbereitung auf den Lehrerberuf diente, fehlte mir. Auch kann man von einem Siebzehnjährigen kaum erwarten, daß er in Kriegszeiten für Pädagogik, Psychologie und Methodik das nötige Interesse aufbringt, zumal es feststand, daß wir noch vor der ersten Lehrprüfung zur Wehrmacht mußten und damit einer höchst ungewissen Zukunft entgegengingen. Ich hatte vor meinem Dienstantritt als Schulhelfer 1946 ein halbes Jahr an der Volksschule Serrig an der Saar hospitiert, doch das war eine zu kurze Zeit, um die nötigen Erfahrungen zu sammeln, mit solchen Verhältnissen, wie ich sie in Sellerich und Brandscheid vorfand, fertig zu werden. Ich hatte immerhin zwei Schulen mit zusammen 118 Kindern zu betreuen. Einen Schulrat, bei dem ich mir Rat und Anregungen hätte holen können, gab es nicht. Herr Schulrat Ries hatte den Kreis Prüm nur als Vertretung übernommen, und er wird wohl im Kreise Bitburg Arbeit übergenuß vorgefunden haben. Der Lehrer von Bleialf, bei dem ich vorsprach, hatte auch keine Zeit für mich. Er mußte allein die Kinder einer dreiklassigen Schule unterrichten.

So war ich ganz auf mich selber angewiesen und das mit knapp zwanzig Jahren. Ich wurde wieder an die Methode erinnert, mit der man uns Nichtschwimmern auf der Lehrerbildungsanstalt das Schwimmen beibrachte. Man warf uns einfach ins Becken und sorgte dafür, dass wir uns nicht am Rande festhalten konnten. Nach drei Monaten konnte ich so schwimmen. „Habe ich auf diese primitive Art das Schwimmen gelernt, so werde ich, wenn es auch länger dauern wird, wohl auch das Unterrichten lernen“, dachte ich. Denn im reinen Vermitteln von Wissen sah ich meine Aufgabe, und das war sicher gut so. Hier gab es ja vieles nachzuholen. Jedenfalls wollte ich nicht vor all den Schwierigkeiten kapitulieren. Mit vierzehn Jahren hatte ich mir vorgenommen, Lehrer zu werden, und diesem Vorsatz wollte ich nicht untreu werden. Ich ging also an die Arbeit. Ende September 1947 bestand ich in Trier die „Schulhelferprüfung“ in Deutsch, Mathematik, Französisch und Naturkunde.

An je drei Tagen unterrichtete ich in Brandscheid und in Sellerich. An beiden Schulen hielt ich Halbtagsunterricht, d. h. morgens und nachmittags. Daß ich 48 Wochenstunden unterrichten mußte, machte mir wenig aus. Meinen Mangel an Kenntnissen und Erfahrungen wollte ich wenigstens durch doppelten Fleiß ausgleichen. Wie ich unterrichtete, daran kann ich mich kaum noch erinnern. Ich weiß nur, daß es ein Tasten und Suchen war nach



den Wegen, den Stoff möglichst schnell und doch auch kindertümlich zu vermitteln. In den Ferien saß ich manchmal bei dem Lehrer meines Heimatdorfes Kastel bei Saarburg und besprach mit ihm die Schwierigkeiten; er hat mir manchen richtigen Weg gezeigt. Überhaupt kam es mir zugute, daß ich selbst acht Jahre die Volksschule besucht hatte. Ich konnte mich noch gut erinnern, wie unser Lehrer uns unterrichtete.

Als ich am 1. September von der Vertretung in Brandscheid befreit wurde und nur noch meine 58 Sellericher Kinder zu betreuen hatte, ging es schon besser. Wenn es auch schwer fiel, die Kinder daran zu gewöhnen, jetzt jeden Tag regelmäßig zur Schule zu kommen, so merkte ich doch ihren guten Willen zur Mitarbeit und spürte die Dankbarkeit, die sie mir entgegenbrachten. Sie fühlten, daß sie mit dem wenigen Wissen, das sie besaßen, im Leben nicht auskommen würden, und freuten sich, daß es jetzt aufwärts ging. Das war aber auch der einzige Lichtblick in meinem armseligen Leben hier in der fremden Eifel.

Meine Arbeit und meine Erfahrungen in Oberlascheid

Am letzten Tag vor den Weihnachtsferien 1947 machte ich zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem sonderbaren Gefühl, Abschied nehmen zu müssen von Kindern, die ich unterrichtete. Gewiß hatte ich in Sellerich unter den ungünstigsten Verhältnissen gearbeitet, trotzdem fiel es mir schwer, von den Kindern wegzugehen. Vielleicht waren es gerade diese Verhältnisse, die uns, die Kinder und mich, so sehr zusammengehalten hatten. Dazu kam wohl noch, daß ich von Kindern Abschied nehmen mußte, die ich zum ersten Mal als „meine Kinder“ ansprechen durfte.

Mein neuer Dienstort war Oberlascheid, das nur durch den Höhenrücken der Schneifel von Sellerich getrennt ist. Es besteht aus zwei Dörfern mit ungefähr 40 großen Bauernhöfen. Ich traf es hier um einiges besser an als in Sellerich. Ein Zimmer erhielt ich für mich, in dem ich ungestört arbeiten konnte. Auch der Schulsaal war im Vergleich zu Sellerich zu loben. Dazu kam noch die kleine Zahl von nur 35 Kindern, 11 in der Oberstufe und 24 in der Unterstufe. Mit den Kenntnissen der Kinder stand es aber ungefähr so wie bei meinem Anfang in Sellerich. Außer den sechs Wochen, in denen mein Vorgänger hier wirkte, hatten die Kinder nach dem Kriege keinen geordneten Unterricht erhalten.

Da nicht genügend Bänke vorhanden waren, hielt ich wieder Halbtagschule. Das war mir nur recht, denn ich unterrichtete lieber ein paar Stunden mehr, als daß ich zusehen mußte, wie Leerlauf in der Stillbeschäftigung entstand.

In der einklassigen Volksschule war die Stillbeschäftigung ein Problem, mit dem ich schon in Sellerich zu kämpfen hatte. Es fehlte auch an allem. Den Kindern fehlten die Lernmittel. Eine Schiefertafel oder zwei Hefte, eine kleine Schulbibel und ein Lesebuch waren die einzigen Gegenstände in ihrem Schulranzen. Mir fehlten die Erfahrungen auf diesem Gebiet. Auf der Lehrerbildungsanstalt hospitierten und praktizierten wir an vollausgebauten Schulsystemen, und die Volksschule Serrig, an der ich ein halbes Jahr lang hospitiert hatte, war vierklassig. Bücher, die sich mit diesem Problem beschäftigten, besaß ich nicht. Erst im Laufe der Jahre wurde ich dann doch mit dem Problem der Stillbeschäftigung fertig.

Der Rechtschreibung widmete ich besondere Aufmerksamkeit. In der Grundschule, wo ja die meisten Abteilungen bestehen, kam kein Wort an die Tafel, das nicht mehrmals abgeschrieben wurde. Worüber auch immer im Unterricht gesprochen wurde, es kamen ein Text oder doch Stichwörter an die Tafel. Diese ließ ich dann lesen, die Rechtschreibschwierigkeiten herausuchen und, wenn möglich, auch herausfinden, warum das Wort so geschrieben wird (Endungen usw.); dann schrieben die Kinder die Wörter ab. Da ich aber nur eine Wandtafel von wenig mehr als einem Quadratmeter Größe zur Verfügung hatte, schrieb ich die Wörter nach dem Unterricht auf einen großen Bogen Papier, die Rückseite einer alten Tapete, und befestigte ihn vorn an der Wand. Hier blieb er eine Woche hängen. Mit diesen Worten schrieben die Kinder als Stillbeschäftigung Sätze; eine kleine Niederschrift wurde damit angefertigt. Hier fand ich noch eine Möglichkeit, die Übungen abwechslungsreich zu gestalten. Ich schrieb an die Tafel: „Alles ist verkehrt“ und erklärte den Kindern, was sie tun sollten. Sie sollten zum Beispiel die Biene im Ofenrohr bellen und die Kuh im Brunnen wiehern lassen. Diese Übungen machten den Kindern viel Spaß, und es war für sie jedes Mal eine Belohnung, wenn sie wieder „alles verkehrt“ machen konnten. Nachher durfte jeder seinen lustigsten und verkehrtesten Satz vorlesen. Auf diese Weise wurden nicht nur die neuen Wörter eingepreßt, sondern auch die alten wiederholt. Am Ende der Woche entfernte ich die Bogen mit den Wörtern, und nun durfte jedes Kind ein paar davon an die Tafel schreiben. Freude herrschte, wenn jedes seine Wörter richtig geschrieben hatte. Die Rollen hob ich auf und hängte sie nach einiger Zeit wieder für einen Tag an die Wand und ließ sie abschreiben. Auf diese Weise bekamen die Kinder einen umfangreichen Schatz von Wörtern aller Art. (...) Es versteht sich von selbst, daß die Wörter aus der Umwelt der Kinder entnommen waren, da sie ja aus dem heimatkundlichen Anschauungsunterricht stammten.

(...)



In der Oberstufe arbeitete ich im Rechtschreiben nach dem systematisch angeordneten Lehrgang. (...) In einer normal geförderten Klasse sind die Kinder der Oberstufe schon so weit in Rechtschreiben, daß sie so einfache Fälle wie Schärfung und Dehnung durch Erfahrung beherrschen. Das war aber hier nicht der Fall. Hier mussten die Versäumnisse von Jahren möglichst schnell nachgeholt werden, und das war nur nach dieser systematischen Methode möglich. (...) Das Zusammenstellen von Wortfamilien eignete sich gut als Stillbeschäftigung und auch als Hausaufgabe.

So blieb die Stillbeschäftigung in Oberlascheid meist ein Anwenden und Vertiefen des im Unterricht behandelten Stoffes. Eine andere Form der Stillbeschäftigung, die auf den kommenden Unterricht vorbereitet (...), konnte ich hier nicht anwenden, da sie ja meist Kenntnisse voraussetzt, die in Oberlascheid nicht vorhanden waren.

Am Anfang meines Rechenunterrichtes in Oberlascheid stand die Anfertigung einer Zahlentafel. Hiermit ließen sich alle Gruppen leicht still beschäftigen.

Der Rechenunterricht an der Volksschule ist ja in den ersten sechs Jahren fast nur Übungssache, Vorbereitung auf die beiden letzten Schuljahre. Erst mit zwölf Jahren hat sich das logische Denken des Kindes so weit entwickelt, daß es auch schwierige eingekleidete Aufgaben lösen kann. Das technische Rüstzeug hierfür muß ihm aber in den ersten sechs Jahren mitgegeben werden, die Sicherheit im Zahlenraum, das 1×1 , die vier Grundrechnungsarten schriftlich und die Bruchrechnung beider Formen. Das soll nun nicht heißen, daß ich in den ersten sechs Schuljahren nur geistlos gedrillt hätte; ich will damit nur sagen, daß ich es in diesen Jahrgängen nicht an den nötigen Übungen habe fehlen lassen. (...)

Rechnen war überhaupt das Fach, das mir am wenigsten Schwierigkeiten bereitet hat, wenn ich vom Rechnen im ersten Schuljahr absehen will. Auf der Lehrera Akademie habe ich oft gestaunt, welche Mühe sich die Rechenmethodiker gegeben haben, dem Kinde aber auch die kleinste Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Wie sich dieses Vereinfachen mit der Erziehung zur Selbständigkeit vereinbaren läßt, hat man wohl außer acht gelassen. Das Kind will ja gar nicht über jedes Hindernis gehoben sein, sondern es macht ihm Spaß, die Hürde selbständig zu nehmen, wenn sie nicht zu hoch ist. (...) Ich hatte bei den Vorlesungen über Rechenmethodik immer den Eindruck, daß man krampfhaft nach Schwierigkeiten suchte, die bei normalen Kindern gar nicht bestehen, um dann den Weg zu ihrer Überwindung aufzuzeigen.

Ich machte in Oberlascheid in Bezug auf den Rechenunterricht eine interessante Feststellung, die sicher auch für andere Fächer Gültigkeit hat. Die Kinder des dritten und vierten Schuljahres konnten noch nicht das 1×1 . Sie beherrschten es nicht nur nicht, sie waren überhaupt noch nicht daran geführt worden. In drei Monaten hatten sie es gelernt und dazu das Teilen mit Rest. Im siebten und achten Schuljahr haben die Schüler von Februar bis Ende August die gesamte Bruchrechnung gelernt, mit der sie sich vorher noch nicht beschäftigt hatten. Die Schüler hatten in diesem Alter eben schon eine größere Aufnahmefähigkeit, und die Bruchrechnung zum Beispiel, an der sie zwei Jahre früher ein ganzes Jahr gearbeitet hätten, um sie ganz zu beherrschen, lernten sie im siebten und achten Schuljahr in einem halben Jahr. Ich zog daraus die Lehre: nur keine Verfrühungen, besonders im Rechenunterricht!

Ich muß an dieser Stelle die Oberlascheider Kinder loben. Wenn sie mich mit ihrer Sprechfaulheit auch manchmal zur Verzweiflung brachten, so führten sie doch eine Aufgabe, die sie einmal angepackt hatten, auch zu Ende. Als Bauernkinder, die von Haus aus an schwere Arbeiten gewohnt waren und die jede Arbeit, gleich welcher Art, zu Ende bringen mußten, fiel ihnen das Arbeiten in der Schule nicht schwer.

Ich habe später auch nie mehr so viel an Arbeit von Kindern verlangt, aber auch nicht von mir selber.

Als ich nach einem Jahr versetzt wurde, konnte ich meinem Nachfolger eine Klasse hinterlassen, die in den Hauptfächern aus dem Größten heraus war.

Mein Hineinwachsen in den Beruf in Philippsweiler

Am 1. Januar 1949 wurde ich an die zweiklassige Volksschule Philippsweiler versetzt. Aus dem Norden des Kreises Prüm kam ich in den äußersten Süden. Ich muß sagen, daß ich erst hier in Philippsweiler zum Lehrer geworden bin, wenn man unter Lehrer eben nicht nur den Wissensvermittler versteht, sondern in erster Linie den Erzieher seiner Kinder. Diesen Wandel in meiner Berufsauffassung verdanke ich an erster Stelle der alten Lehrerin, die ich hier in Philippsweiler antraf.

Sie war eine Erzieherin in des Wortes wahrster Bedeutung. Unendlich Vieles hat sie mir für meinen Beruf mitgegeben. Manchen Abend verbrachte ich bei ihr. Ich war ja so froh, nach ein und einem halben Jahr Alleinsein in der fremden Eifel endlich einen Menschen gefunden zu



haben, mit dem ich nicht nur über Runkelrüben, Kartoffeln und das Wetter sprechen konnte, sondern über Dinge, die jedem reifenden Menschen am Herzen liegen. Hier ging mir auch zum erstenmal auf, daß Lehrer sein (...) vor allem heißt, die Kinder zu erziehen zu ordentlichen Menschen, die ihr Lebensziel, die ewige Seligkeit, in den Stürmen des Lebens nicht aus den Augen verlieren. Die berufserfahrene Kollegin war wie eine Mutter zu mir, und so lange sie hier war, hatte ich in Philippsweiler so etwas wie eine zweite Heimat. Dieses Sich-daheim-Fühlen ist wohl in keinem Beruf wichtiger als im Lehrerberuf. Aus diesem Heimatgefühl entspringt die Liebe zu den Kindern und daraus die Liebe zum Beruf, diesen Kindern Lehrer und Führer sein zu können. Dieses Gefühl des Daheimseins war mir in Sellerich und Oberlascheid fremd. (...)

In Philippsweiler durfte ich in einer normal geförderten Klasse unterrichten, bei der ich nicht immer auf Tempo zu drücken brauchte, bei der ich nicht über den Lehrstoff, den ich unbedingt vermitteln zu müssen glaubte, das Kind, das eigentliche Objekt der Erziehung, vergaß. Hier konnte ich in aller Ruhe arbeiten. Auch auf die Eigenart jedes einzelnen Kindes konnte ich eingehen. Die Klasse war keine Masse mehr, sondern jedes einzelne Kind durfte ich als eine kleine werdende Persönlichkeit behandeln. Auf Ausflügen und Lehrwanderungen, zu denen ich jetzt auch Zeit hatte, lernte ich die Kinder noch besser kennen als in der Schulstube, wo die Kinder doch irgendwie anders sind als draußen in der Natur.

Hier erwachte auch die Freude an der Psychologie in mir, und ich fand im Schulschrank Busemanns Pädagogische Jugendkunde, ein Buch, das für den Anfang auf dem Gebiet der Seelenkunde gut geeignet ist. Der Krieg hatte in Philippsweiler den Schulschrank nicht ausgeräumt. Landkarten, Anschauungsbilder und Bücher für die Unterrichtsvorbereitung fand ich vor, und ich nützte sie aus.

Da ich immer noch Schulhelfer war und mich auf die erste Lehrprüfung vorbereiten sollte, übernahm ich die Grundschule. Das erste und zweite Schuljahr lagen mir weniger, desto mehr das dritte und vierte Schuljahr. Schon während der Zeit des Hospitierens in Serrig fühlte ich mich zu den Kindern dieser Altersstufe hingezogen. Busemann sagte mir dann warum. Die Kinder dieses Alters haben leiblich und seelisch einen Zustand erreicht, der in seiner Art als vollendet erscheint. Nie mehr fühlt sich der junge Mensch so ausgewogen in sich selbst und so im Gleichgewicht mit seiner Welt. Mit diesen Kindern zu arbeiten, war mir eine Freude.

Bibel wurde hier mein Lieblingsfach, und das kam so. Es ist zwar eine Schande, wenn ein Lehrer nach eineinhalbjähriger Tätigkeit die Bibel noch nicht richtig kennt. Wenn ich

aber ehrlich sein will, muß ich bekennen, daß dies bei mir zutraf. In der Volksschule und der Lehrerbildungsanstalt hatte ich – wie in der Hitlerzeit üblich – keinen Bibelunterricht erhalten, und so waren meine Kenntnisse der heiligen Schrift recht unvollkommen und lückenhaft. An meinen vorigen Dienststellen unterrichtete ich nach der „Kleinen katholischen Schulbibel“, die mir der Herr Pastor geschenkt hatte. Da ich keinen Bibelkommentar und keinerlei Kenntnisse in Bibelmethodik hatte, beschränkte sich meine Bibelstunde auf eine Einstimmung, das Vortragen des Textes und die Klärung neu vorkommender Begriffe.

In Philippsweiler fand ich im Bücherschrank der Lehrerswitwe, bei der ich wohnte, das Neue Testament übersetzt von Dr. Rösch. An vielen Abenden vertiefte ich mich in dieses Buch. Es wurde mir zum Erlebnis. Die Persönlichkeit Jesu, wie die Evangelisten sie zeichneten, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Den Kindern Jesus nahe zu bringen, erschien mir als die erste Aufgabe der Schule. Die Kollegin gab mir hierzu das „Methodische Handbuch zur kleinen katholischen Schulbibel“ von Nikolaus Faßbinder. Hieraus ersah ich, daß sich die Behandlung einer Bibellektion nicht wie bisher in der Vorbereitung und der Darbietung erschöpfte, sondern daß sich noch die Verarbeitung, das heißt das Durchdenken und vor allen Dingen die Verwertung, d. h. der Vorsatz bzw. die Tatanregung, anzuschließen hatten. Wir faßten dann auch immer für die Tage bis zur nächsten Bibelstunde einen kleinen Vorsatz – zum Beispiel der Mutter aufs Wort zu folgen –, und die Kinder freuten sich, wenn sie mir in der nächsten Stunde erzählen konnten, daß sie ihren Vorsatz auch gehalten hatten. (...)

Es fällt nicht schwer, Kinder dieses Alters an die Bibel heranzuführen und sie dazu zu bringen, die Wahrheiten, die sie in ihr finden, in ihrem jungen Leben zu verwirklichen. Es setzt nur voraus, daß der Lehrer selbst von der Bibel ergriffen ist und es versteht, seine Ergriffenheit auf die Kinder zu übertragen.

Nachdem ich am 15. November 1949 die erste Lehrerprüfung an der Akademie in Andernach abgelegt hatte, wollte die Kollegin das „Trierer System“ einführen, das die Trennung von Mädchen und Jungen in der Oberstufe vorsieht. Demnach soll die zweiklassige Volksschule wie folgt aufgeteilt werden: Klasse der Lehrerin: 1. und 2. Schuljahr ganz und 5. bis 8. Schuljahr nur Mädchen; Klasse des Lehrers: 3. und 4. Schuljahr ganz und 5.



Hans Kees im Wohnzimmer der Lehrerswitwe in Philippsweiler



bis 8. Schuljahr nur Jungen. Ich widersetzte mich diesem Plan. Das geschah weniger darum, weil ich grundsätzlich gegen diese Aufteilung der Klassen war, sondern aus der Erkenntnis, daß die Philippsweiler Schule in der nächsten Zeit die zweite Lehrerstelle verlieren werde, da die Schülerzahlen von Jahr zu Jahr fallen werden. Wir einigten uns dann dahingehend: Ich behielt die Grundschule bei, die ich vier Stunden täglich unterrichtete. An zwei Wochentagen hatte ich die Jungen der Oberstufe in Raumlehre und Naturlehre, während die Kollegin Hauswirtschaft unterrichtete. An zwei weiteren Wochentagen hatten die Jungen Turnen und die Mädchen Handarbeit. Die beiden restlichen Tage unterrichteten wir getrennt in Erdkunde. Das siebte und achte Schuljahr lernte bei der Kollegin Europa kennen, während das fünfte und sechste Schuljahr bei mir Deutschland behandelte. Ich glaube, daß dieses die glücklichste Lösung war. So hatte die Lehrerin die Mädchen der Oberstufe vier Wochenstunden allein und ich die Jungen, die viel Interesse an Raumlehre und Naturlehre zeigten, in zwei Fächern, bei denen sich sehr leicht Querverbindungen schaffen ließen (...). Außerdem übernahm ich den Musikunterricht in der Oberstufe. Die beiden Gesangstunden machten mir viel Freude.



Hans Kees im September 1949 in Andernach, kurz vor der ersten Lehrprüfung

Schon mein Vater, der in unserem Heimatort den Musikverein leitet, hatte in jungen Jahren bei mir die Freude an der Musik geweckt. Mit zehn Jahren spielte ich im Musikverein mit. Auf der Lehrerbildungsanstalt Ettelbrück konnte ich meine Kenntnisse in Musik und Musikmethodik erweitern. Bisher hatte mir aber immer die Zeit gefehlt, einen ordentlichen Musikunterricht zu gestalten. Die hatte ich nun und dazu eine sangesfreudige Klasse mit guten Stimmen und gutem musikalischem Gehör. Die Philippsweiler sind ein sangesfreudiges Völkchen. Aus vielen Häusern hörte ich das Singen der Jungen und Mädchen und auch der Erwachsenen. Dabei fielen mir aber zwei Dinge auf, die mich wenig erfreuten. 1. Es waren wenig Volkslieder, die gesungen werden, sondern die auf dem Dorf üblichen, vor Gefühl strotzenden Lieder vom Wilderer und Förster, vom Räuber und der Zigeunerin, Lieder, die

dem Schlager den Weg bereiteten. 2. Der Rhythmus der Lieder wurde verfälscht. Eine halbe Note wurde nie zwei Schläge angehalten, sondern immer nur als punktierte Viertel gesungen. Auch beim Singen in der Schule konnte ich diese Unart feststellen. Gegen das erste Übel anzugehen ist nicht schwer. Wenn die Kinder eine Reihe guter Volkslieder kennen und sie zu Hause singen, werden die Halbwüchsigen und Erwachsenen sich ihnen sicher anschließen. Diese meine Annahme bestätigte sich dann auch im Laufe der Zeit. Wollte ich aber das zweite Übel bekämpfen, so mußte ich dafür sorgen, dass die Kinder den Rhythmus des Liedes erfaßten. Sie wußten zwar: Das ist eine halbe Note, sie bekommt zwei Schläge, hielten sie aber nicht zwei Schläge an. Dieses Wissen in ein Können zu verwandeln, war meine Aufgabe.

Mit einfachen Canons, die nur aus halben und Viertelnoten bestanden, fing ich an. Die Schrittmelodie, wie ich es nennen will, wurde geklatscht und auch abgeschrieben. Anfänglich zierten sich die Kinder, aber mit der wachsenden Fähigkeit im Erfassen und Wiedergeben des Rhythmus legte sich ihre Befangenheit, und die Freude stieg.

Später, bei Liedern mit komplizierterem Rhythmus, vereinfachte ich die Schrittmelodie zum Beispiel durch Verwandeln einer punktierten Viertel mit nachfolgender Achtel in zwei Viertelnoten, um nachher, wenn die so vereinfachte Schrittmelodie erfaßt war und wiedergegeben werden konnte, den ursprünglichen Rhythmus wieder herzustellen. Meine anfängliche Befürchtung, die Kinder würden nachher den vereinfachten Rhythmus beibehalten oder in ihn zurückfallen, bewies sich als grundlos. Die Übungen nahmen höchstens eine Viertelstunde in Anspruch; sie dienten ja nur dazu, das Lied richtig zu erlernen. Ich vergaß nicht, daß es beim Gesang und in der Musik überhaupt weniger auf das verstandesmäßig Erfassbare als auf das künstlerische Empfindbare ankommt. Später, wenn die Kinder ohne lange Übungen in der Lage sein würden, die Schrittmelodie wiederzugeben, wollte ich sie auch zur Erfassung der Tonmelodie führen.

Dazu kam ich aber nicht mehr. Am 16. April 1951 war die Schülerzahl unter sechzig gesunken, und die Kollegin wurde versetzt. Die Schule Philippsweiler war einklassig geworden und konnte sich die Extravaganzen in Raumlehre, Naturlehre und Musik nicht mehr leisten. Auch für die Blockflötengruppe, mit der ich im Sommer einmal und im Winter mehrmals wöchentlich übte, hatte ich nun keine Zeit mehr. Es tat mir hierfür sehr leid (...).

In der Oberstufe wurde Naturkunde bald mein Lieblingsfach. Das hatte mehrere Gründe. (...) Die Landkinder bringen einen guten Teil von Wissen auf diesem Gebiet mit in die Schule. Es bleibt dem Lehrer nur noch übrig, dieses Wissen zu vertiefen und in Beziehung



zueinander zu setzen, damit die Kinder die kleinen und großen Zusammenhänge in der Natur sehen. Erkennen aber die Kinder, daß auch das kleinste und unscheinbarste Lebewesen, sei es Pflanze oder Tier, in sich ein kleines Kunstwerk darstellt und eine Aufgabe zu erfüllen hat im großen Haushalt der Natur, also einen Teil der großen Schöpfung bildet und aus ihr nicht auszuschalten ist, soll nicht das Ganze darunter leiden, so gehen sie nicht mehr achtlos an ihnen vorüber oder zertreten, zerschlagen sie gar. Für den Naturschutz ist so viel getan. Außerdem lernen sie die Größe dessen erkennen, der dies alles erschaffen hat, es erhält und regiert. Diesen Weg der Hinführung zu Gott habe ich nicht vernachlässigt. Es ist nur einer von vielen, aber der für die Landkinder am deutlichsten sichtbare. An Anschauungsmaterial, dem Sorgenkind der Landschule, fehlt es in Naturkunde auch nicht. Im Laufe der fünf Jahre, die ich nun fast in Philippsweiler bin, habe ich mir eine Anzahl (methodischer) Bücher für die Unterrichtsvorbereitung angeschafft. Dabei liebe ich nicht die Bücher, die fertige Lektionen ausgearbeitet bereithalten, sondern diejenigen, die weiter nichts sein wollen als gründliche Stoffsammlungen, die das Wie der Behandlung im Unterricht ganz dem Lehrer überlassen, der ja am besten weiß, was gerade für seine Klasse geeignet ist. Ein solches Buch fand ich in: Eduard Klinger u. a.: Naturkunde in Lebensgemeinschaften. Es bringt auf einer knappen halben Seite den Stoff für die schönsten Naturkundestunden. Eng an dieses Buch



Schüler und Schule in Philippsweiler vor der Renovierung (1957)

mich anlehnend, haben wir ein ganzes Jahr über den Wald als Lebensgemeinschaft gesprochen, der ja Philippsweiler einhüllt und seinen Einwohnern Arbeit und Brot gibt.

(...)

Schluß

*„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.“*

Goethe

Indem ich dieses am Schluß meines Tätigkeitsberichtes niederschreibe, muß ich gestehen, dass ich manchmal sehr gewünscht habe, ein wenig mehr Theorie zu besitzen. Mein Weg als Lehrer war wie der von allen Schul Helfern nicht der normale. Er fing mit der Praxis an, und die Theorie kam erst Stück um Stück dazu. Das hat viele Nachteile. Was meine Kollegen, die das Studium an der Pädagogischen Akademie hinter sich haben, in ihren Beruf mitbringen, das mußte ich mir erst tastend suchen. Es hatte aber auch viel Gutes. Ich kam nie in die Gefahr, eine Methode, die ein anderer entwickelte und die für ihn auch sicher die richtige war, einfach anzunehmen und zu meiner eigenen zu machen, ganz gleich, ob sie mir anstand oder nicht. Ich musste mir meine Methoden selber suchen. Dabei stellte ich mir immer drei Fragen: Erreiche ich mit ihr das Ziel? Macht es so den Kindern Freude? Ist sie meiner Wesensart entsprechend?

Im Laufe der sechseinhalb Jahre, die ich jetzt unterrichte, glaube ich für einige Fächer die Methode, die meiner Wesensart entspricht, gefunden zu haben. Es ging so, daß ich mir eine nach der anderen vornahm und sie ausbaute, bis sie mir zusagte. Meist kamen die Anstöße dazu von außen. Ein Gespräch mit einem Kollegen, eine Lehrprobe auf einer Arbeitsgemeinschaft, ein Lehrbuch, eine Schulfunksendung und nicht zuletzt meine Schulkinder gaben mir die Anregung dazu. Dann aber ging ich aus einem rein persönlichen Interesse mit Begeisterung an die Arbeit, und ich muß sagen, daß dann die Stunden in dem Fach, das ich gerade bearbeitete, meine Lieblingsstunden wurden, nicht zuletzt, weil sich meine Arbeitsfreude auf die Kinder übertrug.

Die Worte von Antoine de Saint-Exupéry: „Erkennen heißt nicht zerlegen, auch nicht erklären. Es heißt Zugang zur Schau finden. Aber um zu schauen, muß man erst teilnehmen.“ gelten nicht nur für die Kinder, sondern noch mehr für den Lehrer.

Fotos: Archiv Helga Kees